

unverzeihlich gewesen. „Von einer solchen Sünde betet man sich durch nichts frei. Nie kann man sie abbüßen. Das heißt: Nichts zu vergessen, nichts zu verschweigen, davon so viel Wahrheit wie möglich zu berichten.“ Diesem Zweck dient die anzuzeigende Broschüre, die in aller Eindringlichkeit die in unvorstellbarer Brutalität durchgeführte Zerstörung der bäuerlichen Wirtschaft im Osten Deutschlands darstellt. Bodenreform 1945 und Zwangskollektivierung 1960 waren nur zwei Teile eines einheitlichen gezielten Vorgangs, der zur Vernichtung einer in Jahrhunderten gewachsenen, bodenständigen und leistungsfähigen Landwirtschaft führen sollte, der unter verlogenen „Kampfparolen“ als „Fortschritt“ propagiert wurde und unendliches menschliches Leid verursacht hat. Das Buch stellt die unsinnigen und zerstörerischen Maßnahmen der SED in den Zusammenhang der kommunistischen Agrarpolitik, legt die Parallelen zu den entsprechenden Vorgängen in der Sowjetunion und China dar und gewinnt damit einen weiten Horizont des menschenfeindlichen Verhaltens einer Ideologie, die einmal mit dem Anspruch auf eine Menschen beglückende Weltordnung angetreten war. Die Ereignisse auf dem Lande betrafen zu SED-Zeiten nur die Bauern als eine Minderheit der Bevölkerung, sie sind nichtsdestoweniger ein gewichtiger Teil unserer Lebenswirklichkeit gewesen.

Dresden

Karlheinz Blaschke

*

JÖRG RICHTER/LENNART HELLBERG, St. Petri Brandenburg/Havel. Bauhistorische Untersuchung, hrsg. von Helmut Reihlen für das Domstift Brandenburg, Schnell & Steiner, Regensburg 2007. – 135 S., 20 Pläne, 77 Abb. (ISBN: 978-3-7954-2017-8, Preis: 49,90 €).

Die Kapelle und ehemalige Pfarrkirche St. Petri ist wahrscheinlich das älteste Gebäude der Mark Brandenburg. Sie markiert den topografischen Mittelpunkt der ehemaligen slawischen Wehrburg und den vermuteten Begräbnisort des 1150 verstorbenen Hevellerfürsten Pribislav Heinrich. Während der Brandenburger Dom gleichsam als „märkisches Nationaldenkmal“ bisher im Mittelpunkt der Wahrnehmung durch die historisch interessierte Öffentlichkeit stand, fristete die zweite Kirche, die ursprüngliche Burgkapelle, auf der Dominsel eher ein Schattendasein. Umso verdienstvoller ist es deshalb, wenn durch die beiden Mitarbeiter des mit den Baumaßnahmen auf der Dominsel beauftragten Büros pmp Architekten Padberg & Partner, Jörg Richter und Lennart Hellberg, nun das Ergebnis ihrer bauhistorischen Untersuchung aus dem Jahre 1997 der Öffentlichkeit vorgestellt wird. Mit Schnell & Steiner wurde ein erfahrener Verlag gefunden, der sich in altbewährter Qualität dem Anliegen annahm, die im Rahmen der Vorbereitung von dringend erforderlich gewordenen Sicherungsmaßnahmen gemachten Beobachtungen als baugeschichtliche Monografie zu publizieren. Das gewählte Buchformat nach A4 war der Absicht geschuldet, die durch die Autoren erstellten Baupläne auch entsprechend präsentieren zu können.

Dem fundierten Vorwort des Kurators des Domstifts Brandenburg, Prof. Dr. Ing. Helmut Reihlen, als Herausgeber schließt sich die eine Seite lange Einleitung der Autoren an. Es folgen die als „verformungsgetreu“ bezeichneten, verkleinert abgedruckten Bestandspläne, die mittels „elektrooptischen Meßverfahren und Auswertung der Messdaten im CAD-System“ erstellt wurden. Eine „Baualterskartierung“ und „Pläne zur Benennung der Bauteile“ runden den Planteil der Monografie ab. Nun

folgen umfangreiche „Raumbücher“, in denen der Bestand, Schäden und alte Sicherungsmaßnahmen an den Fassaden und ausführlich in Tabellenform die Ziegelformate des Backsteinbaus beschrieben werden. Für den Innenraum werden das Kirchenschiff, der Turmstumpf des 1848 eingestürzten Turms, der südliche Anbau und das Dachgeschoss beschrieben. Eine Abhandlung zur „historischen Topographie und zur Geschichte von St. Petri“ schließt sich an. In den nun folgenden 16 Seiten werden die zehn ermittelten Bauphasen vorgestellt, während zum Abschluss „gedruckte und ungedruckte Archivalien“, die „Literatur zu St. Petri“ und „ergänzend herangezogene Literatur“ – bei der man seltsamerweise den „Dehio“ vermisst – aufgeführt wird. Alles in allem eine ‚runde Sache‘ möchte man meinen, wenn da nicht das seltsame Gefühl bliebe, das sich beim Rezensenten nach dem intensiven Studium der Monografie einstellte. Zunächst ist da die Diskrepanz zwischen dem berechtigten Anspruch, erstmals eine mit großem Aufwand erstellte Monografie zu dem bau- und kunsthistorisch sehr bedeutsamen Gebäude vorlegen zu wollen, und dem dabei Erreichten zu nennen. Um es vorweg zu nehmen: viele neue Erkenntnisse sind jedenfalls nicht zu Tage getreten. Über Altarstiftungen und Bestattungen im Kirchenraum erfährt der Leser so gut wie nichts. Die Bauwerksgründung wird nicht weiter behandelt; hier werden lediglich die seit 1970 bekannten Ergebnisse eines Grabungsschnittes vor der Nordseite ohne Angabe der Gründungstiefe oder anderer wichtiger konstruktiver Hinweise wiederholt.

Die „verformungsgetreuen“ Pläne der Kirche sind reine technische Zeichnungen geworden. Damit ist eine Chance vergeben worden. Das gewisse Flair, das sich sonst beim Betrachten von Plänen alter Bauten einstellt, bleibt aus. Die über zwei A4-Seiten hinweg gedruckten Pläne leiden unter der durch die Seitenbindung bedingten Zäsur in der Mitte der Doppelseite. Besonders die mit großem Aufwand betriebenen Darstellungen der Mauerverbände beinhalten kaum wesentliche Aussagen (Seiten 66, 76, 77, 83, 84 und 93). Obwohl es sich hier bei dem gewählten Maßstab angeboten hätte, die Oberfläche der Backsteine mit ihren Riefelungen oder Brennzeichen genauer darzustellen, sucht man dies hier vergeblich. So bleiben sie letztendlich inhaltsleer und man fragt sich, was die Autoren damit überhaupt darstellen wollten. Gerade zu den Riefelungen an der Steinoberfläche wären anzustellende Vergleiche mit Befunden an vergleichbaren Bauten sehr aufschlussreich gewesen. Sie als „Scharrierung“ abzutun, wird dem Sachverhalt jedenfalls nicht vollständig gerecht. Der bisherige Wissensstand in der Bauforschung ist, dass sie noch vor dem Brennen mit einem feinen Kamm gezogen wurden. Wünschenswert wäre hier gewesen, über ihre technologische Genese und Bedeutung Näheres erfahren zu können. Hier zeigt sich ein wesentlicher Mangel der Arbeit, die bei der Bearbeitung auf das Heranziehen wesentlicher Quellen wie den „Studien zur Backsteinarchitektur“, Lukas Verlag, Berlin, ganz verzichten zu können glaubt, wo die neueren Ergebnisse zur Forschung märkischer Backsteinarchitektur diskutiert werden.

Dieses Manko gilt vor allem auch für die Aussagen zum Bau der Zellengewölbe (Seite 125), deren Einbau von den Autoren auf „nach 1521“ datiert wird. Die rippenlosen Netzgewölbe aus Backsteinen machen den ganz besonderen Reiz dieses Kirchenbaus aus, der zum Zeitpunkt des Umbaus bereits 300 Jahre lang die Pfarrkirche der Domgemeinde und nicht mehr die Burgkapelle war. Die Antwort auf die Frage nach der Motivation und der Auftraggeberschaft für diese Baumaßnahme bleiben die Autoren ebenso schuldig wie die nach der Schule der Ausführenden. Der von den Autoren angebotene Hinweis auf böhmische Vorbilder ist nicht ausreichend. Kein Wunder, dass dann bei Führungen durch den Bau immer wieder dieser unzureichend recherchierte Sachstand von den betreffenden Akteuren erzählt wird! In Sachsen gibt es eine große Zahl zweischiffiger Raumlösungen. Mit dem Bau der Wolfgangskirche in Meißen oder mit dem Bau des „Kirchsaal“ genannten 1. Obergeschosses der

Albrechtsburg durch den Landesbaumeister Arnold von Westfalen sind 1471 zweischiffige Räume mit figurierten Zellengewölben, rippenlos oder mit untergelegten Rippen, angelegt worden. Diese konstruktiv bedingte Zweischiffigkeit brachte erhebliche Einschränkungen bei der Nutzung der Kirchenräume als Pfarrkirche mit sich. Weshalb nahm man diesen Nachteil in Kauf? Es ist wenig wahrscheinlich, dass man 1521 – folgt man den Autoren – zunächst nur an den vier Gebäudeecken Strebepfeiler errichtete, um den Gewölbeschub aufnehmen zu können. Verzichtete man auf den Bau von Strebepfeilern an den Gebäudelängsseiten in den Achsen der Mittelpfeiler? Bei dem hohen Stand baustatischen Wissens zur Schubkraftaufnahme bei Gewölben ist das doch eher unwahrscheinlich. Trotz der netzartigen Geometrie der Gewölbegrate ist doch eine Jocheinteilung des Grundrisses noch zu erkennen. Sollten nicht auch in den Achsen der „Joche“ außen von Anfang an Strebepfeiler angeordnet gewesen sein, die man vielleicht später verstärken musste – oder ist gar eine spätere Datierung der Einwölbung nicht auch möglich? Die festgestellte Verformung der Wand ist kein Indiz für das nachträgliche Anordnen von Strebepfeilern. Wegen ihrer stärkeren nachträglichen Setzungen gegenüber der älteren Wand, deren Setzungen im Fundamentbereich längst abgeklungen sind, ziehen häufig diese Pfeiler die Wand mit sich, so dass diese erst dann nach außen „ausbeult“. Leider erfährt man auch nichts über das Baumaterial der sechseckigen Pfeiler im Kirchenschiff.

Meißen war der Ausgangspunkt für die rasche Verbreitung des Zellengewölbes über Sachsen, Thüringen, Böhmen (die ältesten Zellengewölbe Böhmens scheinen jene erst über 20 Jahre nach „Meißen“ im Franziskanerkloster Kaaden [1493] gebauten Gewölbe gewesen zu sein, gefolgt von einer Gruppe in den Langhäusern zwei- und dreischiffiger Hallen in Südböhmen), Mähren, Österreich, Schlesien, Klempen, Brandenburg, Ostpreußen und die angrenzenden baltischen Küstenländer. So „erstaunlich“ ist deshalb die in Bechyně gewählte Raumlösung nun doch nicht; die Autoren wären sicher erstaunt gewesen, wie viele „Parallelen“ es über Bechyně hinaus noch gegeben hätte, wenn sie nur der Spur gefolgt wären. Mit der Erfindung der Zellengewölbe bei den Meißner Bauaufgaben entwickelte Arnold von Westfalen auch völlig neuartige Ideen zur Ableitung der Schubkräfte durch ein System von Wandpfeilern in den so belasteten Wänden. Während man bei einem Neubau das baueinheitlich im Aufgehenden berücksichtigen konnte, hätte man doch niemals bei einer nachträglichen Einwölbung auf das nachträgliche Anfügen von Strebepfeilern verzichtet. Auch hier wäre es der Arbeit dienlicher gewesen, wenn man die neuere Literatur zu diesem Thema herangezogen hätte. Wahrscheinlich liegen aber die Zellengewölbe der unweit gelegenen Burg Eisenhardt in Belzig als Rezeptionsquelle viel näher. Ein als Bauherr vermuteter Bischof, der sich für seine Repräsentationszwecke in der nahegelegenen Burg Ziesar seine Residenz errichten lässt, scheidet auch aus. Viel mehr ist anzunehmen, dass ein selbstbewusstes Domkapitel „nachziehen“ und im Rahmen seiner Möglichkeiten ebenfalls innovative Architekturformen zeigen wollte wie schon beim Bau seines zellengewölbten Kapitelsaals im Osttrakt der Klausur.

Um dem hohen Anspruch einer „systematischen und umfassenden Erforschung“ des Baus „mit den Methoden der historischen Bauforschung“ genügen zu können, wie es die Autoren im Rücktitel selbst formulieren, wäre ein intensiveres Nachgehen dieser Fragen unerlässlich gewesen. Schade, dass das nicht geschehen ist, denn so sind viele Chancen, die sich durch den Einsatz der gewiss nicht unbedeutenden finanziellen Mittel für die Publikation ergeben haben, vertan worden. Man hätte mehr draus machen können! Als Anamnese, als unerlässliche Arbeitsgrundlage für die Konzipierung von Instandsetzungs- und Restaurierungsmaßnahmen, ist die Arbeit sicher eine gute Ausgangsbasis gewesen. Der Leser tut gut daran, auch nicht mehr von dem Buch zu erwarten.